Namslauer Heimatruf

61. Jahrgang **Nr. 243** **Dezember 2019**

Mitteilungsblatt der Bundesheimatgruppe
des Kreises Namslau/Schlesien
einschließlich des Reichthaler Ländchens
NAMSLAUER HEIMATFREUNDE e.V.
Sitz: E u s k i r c h e n

www.namslau-schlesien.de

Hannelore Suntheim
1. Vorsitzende

Patenschaft der Stadt Wetzlar für das Ostdeutsche Lied

Wir sind seit 1962 eine zentrale Sammel- und Auskunftsstelle für das Liedgut der einst deutschen Siedlungsgebiete in Mittel- und Osteuropa, wobei die Sammlung den gesamten deutschen Sprachraum umfasst.
Unsere Hilfe bei der Suche nach Text und Melodie deutscher Volkslieder ist unentgeltlich. Auch stellen wir gerne ein Programm für einen Liederabend zusammen.

Publikationen der Patenschaft

Ostdeutsches Liederbuch (4. Auflage 2009)	7,00 Euro
Liederbuch „Brücke zur Heimat“ (7. Aufl. 1999)	6,00 Euro
E. Hobinka: „In meinem Leben spielten Musik und Gesang eine wichtige Rolle“	5,00 Euro

Öffnungszeiten: dienstags und donnerstags von 9:30 bis 12:00 Uhr und nach Vereinbarung

STADT WETZLAR

Patenschaft für das Ostdeutsche Lied
Hauser Gasse 17
35578 Wetzlar
Telefon: 06441 99-1031
Fax: 06441 99-1034
E-Mail:
ostdeutscheslied@wetzlar.de

Bestellschein

Vorstand der Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12

53125 Bonn

Hiermit bestelle ich gegen Rechnung

____ Exemplar(e) des Bandes **DAS REICHTHALER LÄNDCHEN**
(100 Seiten) von Ursula Lange
zum Preise von 3,00 EURO zuzüglich Versandkosten

Name, Vorname: _____

Straße, Hausnummer: _____

PLZ, Wohnort: _____

Datum, Unterschrift: _____

Beitrittserklärung

Name: _____ geborene: _____

Vorname: _____ Beruf: _____

geboren am: _____ Geburtsort: _____

letzte Heimatanschrift: _____
(in Kreis oder Stadt Namslau)

jetzige Anschrift: _____
(PLZ) (Ort) (Straße/Hausnummer)

erklärt hiermit seinen/ihren Beitritt zum Verein Namslauer Heimatfreunde e.V.

vom _____ ab und wird einen Jahresbeitrag (mindestens 7,50 EURO)

von EURO _____ auf das folgende Vereinskonto einzahlen:

Kreissparkasse Euskirchen - IBAN = DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS

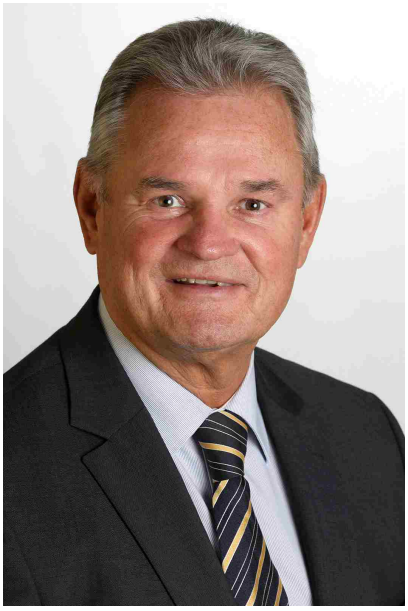
_____ _____

(Ort und Datum) (Unterschrift)

Inhaltsverzeichnis

Patenschaft Ostdeutsches Lied	01
Bestellschein, Beitrittserklärung	02 – 03
Inhaltsverzeichnis	04
Grußwort des Landrats Günter Rosenke	05 – 06
In eigener Sache	06 – 07
Peterchen	07 – 10
Silvester in der Heimat	11 – 13
Freunde und Freundschaften	14 – 15
Was für eine Überraschung	15 – 17
Meine Kindheit in Namslau	18 – 43
8. Namslauer Treffen in Neustadt/Dosse	43 – 45
Mitgliedsbeitrag 2020	46
Familiennachrichten	47 – 58

Grußwort



Liebe Namslauer Heimatfreunde,

was Heimat ist und was Heimat für die Menschen bedeutet, darüber ist bereits unendlich viel geschrieben und gesagt worden. Heimat, das kann die Landschaft der Kindheit sein oder der Mensch, den man liebt. Heimat, das kann ein Gefühl sein, eine Idee, oder etwas ganz Persönliches. Und es gibt den Menschen, der seiner Heimat stark verbunden ist.
Der Schriftsteller Christian Morgenstern stellte einmal fest, daheim ist man dort, „wo man verstanden wird." Die Namslauer Heimatfreunde verstehen es ihre Heimat im Herzen zu tragen und der Erinnerung verbunden zu bleiben.

Daher lohnt sich immer ein Blick in den „Namslauer Heimatruf", der zentralen Vereinszeitschrift für die rund 470 Mitglieder. Das Heft erscheint viermal im Jahr, und jedes Mitglied erhält es kostenlos. Immer wieder lesenswert, ganz gleich wo man sich aufhält!

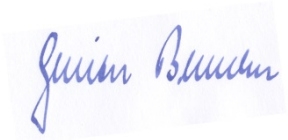
Für 42 Teilnehmer*innen bot das jährliche Namslauer Heimattreffen am 28. September in
Neustadt /Dosse die Möglichkeit, zu einem regen Austausch. Ich bin mir sicher, dass dort viele Erinnerungen ausgetauscht wurden!
Auch in diesem Jahr ist die Weihnachtsaktion „Namslauer helfen Namslauern" ein fester Bestandteil der Vereinstätigkeit. Sie tragen dazu bei, dass die in der alten Heimat verbliebenen Landsleute ihren

Kindern und Enkelkindern eine kleine Freude bereiten können.

Der angelaufene Jugendaustausch zwischen der Jugendfeuerwehr aus dem Kreis Euskirchen und den Namslauer Jugendlichen ist eine kleine Erfolgsgeschichte. Die bewährte Zusammenarbeit soll auch in Zukunft fortgesetzt werden. Ziel könnte sein, ab Herbst 2020 erneut einen Austausch zwischen den Jugendlichen zu gestalten.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen ein gesegnetes Weihnachtsfest, einen guten Rutsch ins neue Jahr und alles Gute für 2020. Bleiben Sie gesund!

Ihr



Günter Rosenke, Landrat des Kreises Euskirchen

In eigener Sache

Liebe Landsleute,
gefreut habe ich mich auf das 8. Treffen in Neustadt/Dosse am 28. Sept. 2019, aber es kam leider anders: Am 24. Sept. 2019 habe ich mir bei einem Treppensturz den 2. Lendenwirbel gebrochen und bin seitdem „weitgehend außer Gefecht gesetzt“. So musste auch die für den 28. Sept. 2019 anberaumte Mitgliederversammlung ausfallen.

Gegenwärtig bemühe ich mich, die Dezemberausgabe des Heimatrufs fertigzustellen und ich hoffe, dass Sie die Ausgabe zeitgerecht Anfang Dezember 2019 erhalten werden.
Das Unglück hat mir zudem deutlich vor Augen geführt, dass ich die Vereinsarbeit in dem gegenwärtigen Umfang auf Dauer nicht mehr bewältigen kann. Mir wäre es sehr hilfreich, wenn **zumindest die Redaktion des Heimatrufs von einem Vereinsmitglied übernommen werden könnte. Bitte melden Sie sich, wenn sie dazu bereit sind.**
Falls ich keine Entlastung bekomme, werde ich in der nächsten Mitgliederversammlung den **Antrag stellen, den Verein zum 31. Dezember 2020 aufzulösen.**

Mit herzlichen Heimatgrüßen
Wolfgang Giernoth
Schriftführer

Peterchen

Bald wollte sich die Christnacht senken. Da betraten der kleine Peter und seine Mutter das Kirchlein – irgendwo in einem Dorf, wo man das Weihnachtsfest ebenso bereitet, wie bei Dir und bei mir zu Hause. Eben hatte der Herr Pfarrer die Krippe vor dem Seitenaltar aufgebaut.

Da lag das Jesuskindlein doch tatsächlich auf einem Büschel Stroh und war nur mit einem dünnen Hemdchen bekleidet. Hu, wie musste es frieren! Dem kleinen Peter lief direkt ein kalter Schauer den Rücken

herunter. Und Joseph stand daneben und breitete seine Hände aus, als wolle er zur Mutter Gottes sagen: Schau, so steif sind die Finger gefroren!

Peterchens Gedanken wanderten – wanderten ein langes Jahr seines jungen Lebens zurück: Ach, er konnte sich noch genau erinnern an alles, was da geschah, so als wäre es erst gestern gewesen. Damals war es auch um die Weihnachtszeit herum, da hatten ihm die Eltern ein kleines Ränzlein auf den Rücken geschnürt. Und dann musste er laufen, mitten durch den kalten Winter. Und wie er damals in den dunklen Nächten gefroren hatte! Das zwickte nur so in Händen, Füßen und Ohren! Und wenn er ganz müde gelaufen war, dann musste er sich auf ein Strohbündel in irgendeinem dunklen fremden Haus legen. – Die bösen Menschen seien schuld daran, dass Peterchen nicht mehr in seinem warmen Bett schlafen durfte – die bösen Menschen, die immer nur Krieg machten, so hatten ihm die Eltern gesagt.

Die Gedanken hieran wollten Peterchen auch auf dem Heimweg nicht verlassen. Da musste wohl auch das arme Christkind frieren, weil die Menschen so böse sind und Krieg machen. Und plötzlich konnte er sich so gar nicht mehr richtig auf das Weihnachtsfest freuen.

Während die Mutter in der Küche herumrumorte und noch die letzten Weihnachtsvorbereitungen traf, während der Vater in der Stube geheimnisvoll knisterte, stand Peterchen vor seinem Bett und überlegte: Er hatte zwar auch kein richtiges Bett aber die Wolldecke, die da lag, war so schön mollig und mit buntkariertem Leinen überzogen. Und das arme Christkind musste so frieren! – Ob Vater wohl schimpfen würde?

Heimlich tappten Kinderschritte zur Haustür hinaus. Es war ja nicht weit bis zur Kirche. Behutsam schlich Peterchen zur Krippe, denn es flackerte nur noch eine winzige Kerze in der Kirche. Dann schob er zuerst ein buntes Bündel hoch zur Krippe und kletterte mühsam hinterher: „Schau, Jesulein, ich hab dir was mitgebracht. Du sollst doch nicht mehr frieren! Aber Du, morgen muss ich es wiederhaben, sonst schimpfen Vater und Mutter!“

Mit ungeschickten Händen wickelte er das Christkind in die karierte Decke, dass nicht einmal die Nasenspitze heraussehen konnte. Und weil die Decke groß genug war, schlug er gleich die ganze Holzkrippe, in der Christkind lag, mit hinein. Ja, sogar für die Mutter Gottes blieb noch ein Zipfel übrig, den er ihr sachte um die Schultern legte. „Und Du, lieber Joseph“, überlegte er mitleidig, „ach Du bist ja ein Mann, wie ich, und ich hab ja heute auch nichts zum Zudecken“.

Glücklich betrachtete Peterchen sein Werk, denn eben hatte es ganz leise irgendwo geraschelt, so als ob das Christkind ihm ein Dankeschön hätte sagen wollen. Er klatschte vor Freude in die Hände, sagte dem Christkind noch, wie lieb er es habe, und wünschte ihm Gute Nacht.

Eben wollte er von der Krippe herabsteigen. Doch was war das! Da stand doch der Herr Pfarrer mitten in der Kirche und hatte alles mit angesehen. Er war nämlich gekommen, um noch einmal nachzusehen, ob die Krippe auch wirklich richtig aufgebaut war. Peterchen wäre am liebsten in den Boden versunken und blickte wie ein armer Sünder auf das buntkarierte Häuflein in der Krippe. „Es hat doch so gefroren“, sagte er und

erwartete ein gewaltiges Donnerwetter, das jetzt über ihn hereinbrechen musste.

Aber wenn es nicht so dunkel in der Kirche gewesen wäre, hätte Peterchen an dem Blitzen in den Augen des Herrn Pfarrer erkennen können, dass dieser gar nicht schimpfen konnte, selbst wenn er gewollt hätte. Er blickte nur noch einmal auf das dürftige karierte Bündel, strick dem kleinen Peter über den Haarschopf und sagte: „Nun, wenn sich das Christkind darüber gefreut hat, dann soll es auch Deine Decke behalten dürfen."

Er nahm Peterchen bei der Hand und führte ihn nach Hause. Ein bisschen schlug diesem doch das Herz und er drückte sich gleich in den hintersten Winkel der Stube, während draußen vor der Tür der Herr Pfarrer noch mit seinen Eltern redete und ihnen dann ein gesegnetes Weihnachtsfest wünschte.

Niemand bemerkte, wie der Herr Pfarrer etwas später dem Vater ein Paket übergab.

Peterchen aber hatte schon lange nicht mehr so gut geschlafen wie in der Christnacht, denn – denkt Euch – das Christkind hatte ihm tatsächlich ein richtiges, schneeweißes Federbett auf den Gabentisch gelegt!

Am nächsten Morgen wunderten sich alle Kirchenbesucher über das seltsame Bündel in der Krippe. Und erst der Herr Pfarrer musste ihnen in der Weihnachtspredigt sagen, dass hier eines der schönsten Weihnachtsgeschenke lag, die je dargebracht worden waren.

aus: Namslauer Heimatruf Nr. 33/1964.

Silvester in der Heimat

von Dr. Graf Henckel von Donnersmarck (+)

Eines der Jahre zwischen den beiden Weltkriegen ging zur Neige. Es war die Zeit, die uns heute so schön, friedlich und sorglos in Erinnerung steht, trotz aller Belastungen, die wir auch damals zu tragen hatten. Aber wir waren eben noch in der Heimat. Tiefer Schnee hüllte Feld und Wald in sein flimmerndes Weiß. Der strahlend blaue Himmel des Silvestertages hatte sich schon in golden purpurrote und tiefblaue Töne verfärbt, als ich auf meiner treuen Fuchsstute zum Gartentor hinausritt, der abendlichen Stille des Waldes zu. Ich war noch unter den alten Linden an der Schweizerei, wo die Rinderherde stand, als der erste stern zwischen den knorrigen Ästen und kahlen Zweigen der Baumriesen aufleuchtete. Der Wind hatte jedem der alten Recken, die den Weg beiderseits säumten, von Westen her eine weiße Pelzkrause von Schnee angeblasen. Auch die starken Kiefern des Waldrandes trugen bis hinauf zum rötlich goldenen Kragen den weißen Winterschmuck. Ihre breiten Kronen neigten sich unter der Last der Schneedecke. Der zierliche chinesische Tempel im Walde, ein geschwungenes Spitzdach, auf acht Holzsäulen ruhend, hob sich mit den weißen Schneekonturen deutlich vom Dunkel des Waldes ab. Die bunten Malereien der Decke, lustige Mandarine mit ihren chinesischen Hündchen und Vögeln, konnten ihre Farbenpracht nicht mehr ganz zur Geltung bringen. In ruhigem Trab erreichte ich den prachtvollen breiten Lindengang. Vier wagen nebeneinander bietet er bequem Platz. Schnurgerade spannt er seine Halle tausend Meter weit durch den Hochwald. Die schlanken und doch mächtigen grauen Stämme stehen wie Säulen eines Domes und ihr Geäst schließt das hochragende Gewölbe darüber. Immer mehr

Sterne leuchteten auf. Der Wald war mit seinen stolzen Kiefern, denen hier und da eine kahle Lärche oder dunkle Fichte Gesellschaft leisteten, mit seinem dichten Unterholz von Fichten, Buchen, Eichen und Traubenkirschen zu einem Heim für Vögel und Wild verwachsen. Das Unterholz hatte noch sein dichtes Laubkleid, gelb und braun vom Herbste, aber fest und unverweht. So fand der Schnee Auflage und konnte ein weites schützendes Dach über das weiche Moos des Bodens spannen, darunter sich Rehe und Hasen vor den eisigen Stürmen der langen Winternächte schützen können. Grimbart, der Dachs, hat es besser. Tief unter der Erde schläft er im wohlig warmen Bau seinen Winterschlaf. Auch die kleinen grauen Hopser, die Kaninchen, sitzen geschützt in ihren Röhren, die sie nur verlassen, um ein Stückchen Rinde zu nagen oder liegengebliebene Kartoffeln zu suchen.

Ich fing den Gang der Stute ab. Still ritt ich im Schritt durch die Halle des Lindenganges. Dort hinten am Ende steigt der Boden etwas ab. Ein Sandwall hebt sich zum Berge an der Lindenallee zwanzig Meter über die Umgebung empor. Wie durch ein Fenster flutet das Abendlicht herein und zeigt die großen Linien des dunklen Wegekreuzes oben am Berge.

Bis ich es erreicht hatte, war der Tag geschwunden. Der Abend verglomm im Dunkel der Nacht, der letzten Nacht eines Jahres, das mit seinen Freuden und Leiden, mit seinen Sorgen und Erfolgen, mit Arbeit und Misserfolg, mit all dem Auf und Ab des Lebens, des eigenen Lebens, des Lebens der Familie, der Freunde, der Gemeinde, des ganzen Volkes und Vaterlandes nun in das Meer der Geschichte versank. Im scharfen Winkel nach links ritt ich zwischen Junghölzern weiter. Tief hingen die Äste herab und streiften ie im Spiel Schneewolken über Reiter und Pferd. Der helle

Fleck des schmalen Ausganges zeigte die Nähe des Waldrandes an. Der Mond war aufgegangen und hob sich leuchtend über die weite, weiße Winterlandschaft, die er fast taghell erleuchtete. Munter warf die Stute den Kopf auf und in spielerische Freude sprang sie den kurzen Galopp an, zu dem ich sie versammelt hatte. Weit, weit, unendlich weit, diese Ebene der schlesischen Heimat, einsam und unsagbar schön. Der Schnee stob unter den Hufen des Pferdes, das mich im wiegenden Galopp dem neuen Jahr entgegentrug. Ein dunkler Fleck rechts von mir: Was ist das? Ach, ein Füchslein, das wohl auf Mäusejagd zum Festtagsschmaus war. Im Übermut der Freiheit trieb ich das Pferd in einen gestreckten Galopp und auf den Fuchs zu, der schleunigst Reißaus nehmend eine kleine glitzernde Schneestaubspur in das Mondlicht warf. Doch es war nur ein kurzes Spiel. Bald fing ich den Galopp wieder auf und ritt im weiten Bogen dem Heimatdorfe zu.

Dort leuchtete es schon freundlich aus den Höfen und Häusern, eine lange gerade Reihe vom Walde bis an die Bahn und Chaussee. In der Mitte strahlten plötzlich die Fenster der Kirche auf, die drei großen des Schiffes und die kleinen runden ringsum. Die Glocken riefen zur Andacht, zum Lobe Gottes, zum Dank für das vergangene und als Bitte für das kommende Jahr. Aus der Weite Seiner Erde trat ich ein in das Haus Gottes und erlebte ergreifend die Einheit der ganzen Welt, die Einheit unseres Lebens. Es kommt aus Gottes Hand und soll uns hinführen zu ihm über manchen Neujahrsmorgen hinweg zum großen leuchtenden Tage des ewigen neuen Jahres in der ewigen Heimat.

aus: Namslauer Heimatruf Nr. 9/1958

Freunde und Freundschaften:
Was bedeuten sie Ihnen und jedem Einzelnen?

von Renate Buhl geb. Liebig

Freunde sind wie Juwelen. Wer sie findet, schätzt sich glücklich. In einem Poesiealbum las ich einmal: „Lerne erst die Menschen kennen, denn sie sind veränderlich. Die sich heute Freunde nennen, reden morgen über dich.“ Dann waren es falsche Freunde!

Freundschaften werden oft zu Kinder- und Schulzeiten geschlossen und so habe ich noch zwei Freundinnen mit denen ich per Telefon oder auf dem Postweg verbunden bin, aber leider sehen wir uns zu selten. Je älter man wird, umso mehr spürt man wieder, wie wertvoll Freunde sind. Bekannte hat man viele, aber echte Freunde braucht man nur wenige!
Im Laufe der Jahre bildeten sich Freundschaften mit drei Familien, die wir als Familie wiederum nicht missen möchten. Echte Freunde sind diejenigen, die bei einem bleiben, auch wenn man mal einen Fehler macht, den man bereut.
So lernten wir als Familie vor sehr langer Zeit eine Kollegin und ihre Familie näher kennen und schätzen. Für unsere Mädchen waren ihre Töchter wie große Schwestern. Wir feierten gemeinsam und lachten, aber wir weinten auch miteinander. Einer war und ist für den anderen da. Schmerzlich, aber auch verpflichtend war es unserem Freund gegenüber, ihn auf seinem letzten Weg die Ehre zu erweisen. Wahre Freunde vergisst man nicht und diese Freundschaft zwischen unseren beiden Familien besteht schon fast fünf Jahrzehnte.

Vom deutschen Dichter Matthias Claudius ist der Spruch überliefert, dass einige Freundschaften im Himmel beschlossen und auf Erden vollzogen werden.

Vertrauen ist die Grundlage einer jeden Freundschaft. Freundschaft ist die Blüte eines Augenblicks und die Frucht der Zeit, war die Überzeugung von August von Kotzebue. Mit Menschen aus der alten Heimat Freundschaft zu schließen, ist schon etwas ganz Besonderes. Sie begann langsam zu wachsen nach dem 1. Namslauer Heimattreffen in Neustadt an der Dosse. Beim Vorstellen des Namens und des Geburtsortes jedes Einzelnen sahen wir uns an und wussten, wie passen zusammen. Dank Frau Edeltraut Hoppe mit Hilfe von Frau Christa Schwarzenstein, die dieses erste Heimattreffen hervorragend organisiert hatten, lernten wir uns kennen. Telefonate gingen hin und her und gegenseitige Besuche folgten. Krankenhausbesuche und Trost zu spenden, waren einfach selbstverständlich und kamen von Herzen. Auch über Jahre, die wir uns kennen, ist gegenseitiger Zuspruch wichtig.

Ein Sprichwort sagt: „Freunde sind wie Engel, die uns auf die Beine helfen, wenn unsere Flügel vergessen haben, zu fliegen. In einer Freundschaft kann eine Tür einmal knarren. Sie ist aber nie verschlossen. Solche echten Freunde und Freundschaften wünsche ich Ihnen und Ihren Familien auch im Alter.

Was für eine Überraschung!!!

von Edeltrud Hoppe, geborene Gottschalk aus Schmograu

Meine fünf Enkelkinder im Alter von 26 bis 38 Jahren bereiteten mir eine riesige Überraschung und Freude mit einer gemeinsamen Fahrt in die alte Heimat Schmograu vom 20. bis 21. August 2019.

Die Fünf hatten alles bis ins Detail organisiert und gebucht.
Von Berlin aus fuhren wir über Görlitz (schlechte Straßenverhältnisse) bis nach Namslau ins Hotel „Stylowa“, für eventuell Reisewillige sehr zu empfehlen!
Noch am gleichen Tag ging die Fahrt über Kaulwitz nach Schmograu. Erst vier Tage zuvor erfuhren die polnischen Bewohner meines Elternhauses von unserem Besuch und bereiteten uns dennoch einen überaus herzlichen Empfang.
Die Familie, mit der wir noch ein Jahr bis zu unserer Vertreibung gemeinsam in meinem Elternhaus wohnten, lebt dort mit mittlerweile vier Generationen. Vergangene Woche wurde das erste Kind der fünften Generation geboren.
Gleich zu Beginn gab es mit unserer Gastgeberin Wislawa (72 Jahre) eine Besichtigung der wunderschönen Kirche in Schmograu, die auch meine Enkel sehr beeindruckt hat.
Im Anschluss besuchten wir den Friedhof des Ortes, auf dem 1943 mein Bruder Eckhard beerdigt wurde. Auf seiner Ruhestätte befindet sich heute ein weiteres Kindergrab.
Danach wurden wir mit Kaffee und leckerem Kuchen in meinem ehemaligen Wohnzimmer bewirtet. Hinterher konnten wir Haus und Grundstück, beides in einem sehr gepflegten und sanierten Zustand, besichtigen.
Durch die überaus herzliche Bewirtung unserer Gastgeberin Wislawa war dieser Tag für mich und meine Enkelkinder ein bleibendes, einzigartiges Erlebnis!
Gut gestärkt durch das wunderbare Frühstück am nächsten Morgen machten wir Halt auf dem sonntäglich stillen Marktplatz in Namslau. Nach der Besichtigung der Kirche „Hl. Franziskus von Assisi“ machten wir uns frohen Mutes auf den Heimweg und

kamen alle voller schöner Eindrücke in unseren Heimatorten an.

Bild 01: Angekommen

Bild 02: Wislawa mit meinen Enkelkindern

Meine Kindheit in Namslau

von Lothar Kolle

(Auszug aus seiner Autobiographie „Mein Leben“)

Jeder, der älter als achtzig Jahre ist, darf einmal – oder auch öfter – einen Rückblick halten.
Ich bin im Sommer 1934 in Namslau als der Älteste von zwei Söhnen geboren. Mein Bruder war zwei Jahre jünger als ich. Vater hatte Mutter in zweiter Ehe geheiratet. Er war schon dreiundvierzig Jahre, als ich ankam. Meine Mutter war zu der Zeit zweiunddreißig.
Sie war eine sparsame Frau, die aus einer mittelgroßen Landwirtschaft und großen Wassermühle aus Kunzendorf im Nachbarkreis Groß Wartenberg stammte. Mein Vater kam aus Grünberg-Züllichau in Schlesien. Seine Vorfahren waren Musiker: Kantoren oder Stadtpfeifer.

Zwei Jahre vor meiner Geburt hatten sich meine Eltern Oswald und Erna in Breslau kennen gelernt und auch bald geheiratet. Zur gleichen Zeit eröffnete mein Vater eine Zahnarzt-Praxis in Namslau. Am Ring 21, 1.Etage, über einer Destillation mit Bierlokal. Die Praxis und Wohnung befanden sich auf der gleichen Etage und gingen ineinander über.
Die Kneipe darunter war ein gut von den Bauern und Tagelöhnern der vielen um die Kreisstadt herum liegenden Dörfer besuchter Ort. An Markttagen war dort Hochbetrieb.

Über diesem Dunst und Milieu kam ich am 2. Juni 1934 gegen Abend zur Welt. „Fräulein Kuttke“, die Hebamme und resolute Frau über die Vierzig, kam auf ihrem Leichtmotorrad, eine lederne Motorradhaube auf ihrem Haupt, angeradelt. Ich glaube, sie hatte nicht einmal Zeit, diese Kopfbedeckung abzulegen, weil

ich mich schon sehr intensiv meldete und dann auch gleich ankam.
Vater ging nach dem aufregenden Ereignis meiner Geburt hinunter in die Destille, um einen „zu heben“ und dabei einen Kreis der dort herumstehenden Namslauer auf eine Runde einzuladen. Es war eine aus heutiger Sicht gemütliche Zeit in der etwas ländlich geprägten Stadt an der polnischen Grenze.
Als schon weit aus der Ferne sichtbare Silhouette hatte Namslau fünf Türme und einen langen Schornstein. Letzterer gehörte der Brauerei Haselbach.
Heute bei den Polen ist ein Turm weniger, weil diese einige Jahre nach dem Kriege (1945) die evangelische Andreaskirche in der ich getauft wurde, abgerissen haben.

Mein Vater war ein sehr beliebter Mensch, Zahnarzt und Dentist und sehr bürgernah. Ich musste ihn häufig als fünf bis sieben Jahre alter Junge – zum Teil an der Hand unserer Hausangestellten Lotte Brix - zur Abendbrotzeit aus einem der Steh-Bierlokale am Ring holen. Dort war er häufig zum so genannten Dämmerschoppen.
Durch seine Popularität bei den einfachen Handwerkern und Angestellten die er da traf, gelang es ihm, immer wieder einige von ihnen als künftige Patienten zu gewinnen. Er wusste mit Geschick und Fingerspitzengefühl bei vielen zuerst ängstlichen Aspiranten eine Goldkrone oder einen anderen passenden Zahnersatz zu installieren. Dabei hat er häufig – so erzählten mir das später einige ältere Namslauer bei Vertriebenentreffen – um die Angst und die Zeit bei ihnen zu vertreiben – ihnen als Patient im Wartezimmer Märsche, Schlager oder einige gängige Operettenmelodien auf dem Klavier gespielt. Das geschah besonders, bis der Gips für einen Abdruck getrocknet war oder eine Spritze wirkte.

Ja, Vaters Klavier stand zu der Zeit aus Platzgründen im Wartezimmer der kleinen Mietwohnung. Dieses Wartezimmer war zugleich unsere mit Mutters guten Möbeln bestückte „Gute Stube´“ wo an Sonn- und Feiertagen Familienfeiern stattfanden und zu Weihnachten der Christbaum stand.

Im Kindergarten bei Tante Ida

Zu der Zeit ging ich in den evangelischen Kindergarten zu Tante Ida. Tante Ida hatte die Tracht einer Gemeindeschwester an. Wir Kinder – auch mein kleiner Bruder - gingen zu ihr und haben sie nur mit dem Häubchen auf ihrem Kopf gesehen.
Tante Ida vermittelte mir das Gefühl, ein besonderes Kind zu sein. Und das erging wohl den meisten Kindern so ähnlich, die in ihren Kindergarten gingen.
Um so peinlicher wurde es einmal für mich, als ich, der schon in die Klasse der „Sonnenstrahlen“ ging, runter zu den „Schwälbchen“ gerufen wurde, weil mein kleiner Bruder „sich in die Hose gemacht“ hatte! Das war eine große Geschichte, die auch mir als Familienglied zumindest für eine Woche ein Schamgefühl bescherte. Überhaupt mussten zu der Zeit noch Kinder, die etwas „ungezogen“ waren, sich mit zur Ecke gewandtem Gesicht in die Ecke stellen und schämen. Das Gleiche galt auch später in der Grundschule (Volksschule). Da kam auch noch der Rohrstock dazu, von dem ich noch später berichten werde.
Gut in Erinnerung sind mir noch die besonderen Glückstage, an denen mich unser Vater aus dem Kindergarten abholen kam. Das geschah nicht sehr häufig und muss schon deshalb erwähnt werden. Oswald Kolle wurde von Tante Ida nie fortgelassen, ohne dass er einige temperamentvolle Musikstücke für uns Kinder und die „Tanten“ auf dem Klavier, das bei

uns, den Sonnenstrahlen stand, gespielt hatte. Dann war ich natürlich besonders stolz und mein kleiner Bruder sowieso. Zu der Zeit hatte mein Vater ein nagelneues Auto, einen Opel, mit dem er uns abholte. Das war damals etwas noch ganz seltenes, weil man allgemein in unserer Provinz noch selten ein Privatauto hatte. Wir gehörten wohl zu den Privilegierteren und ich hatte dabei ein sehr gutes Gefühl.

Bei festlichen Umzügen des evangelischen Kindergartens zog vor den vielen bunt geschmückten Handwagen die Stadtkapelle, genannt Bochnik-Kapelle, mit Herrn Bochnik als Kapellmeister an der Spitze.
In der Gaststätte Schwuntek, die eine große Bühne hatte, durfte ich vor vielen Kindern und Müttern, als der Vorhang aufging, ein langes Gedicht vortragen.
Diese kleinen Dinge trugen erheblich zu meinem Selbstwertgefühl bei. Das erwähne ich hier besonders, da wir als Kinder in der damaligen Zeit doch noch sehr dem Zufall überlassen wurden: Obwohl wir eine „Zahnarzt-Familie“ waren, wuchs ich in den noch folgenden Kinderjahren wie ein Straßenkind auf.

In der Knabenschule in Namslau

Als ich zu Frau Peter in die erste Schulklasse kam, glaubte ich natürlich noch an den Klapperstorch. Auch unsere Hausangestellte, die zugleich unser „Kindermädchen“ war, bestärkte mich in diesem Glauben. Und ich vertraute ihr in Liebe und Anhänglichkeit.
Dann kam der Morgen des ersten Schultags. Ich weiß es noch wie gestern: In unserem Wohnzimmer in einem weißen Kleiderschrank, sah ich meine Schultüte. Lotte, unser Hausmädchen, musste mich belügen und

sagte, dass diese Tüte für ihren Bruder gedacht ist, also nicht für mich.
Umso erstaunter war ich dann in der Schule, als mir die gleiche bunte Tüte überreicht wurde. Fotos von solch einem Moment gab es bei uns noch nicht, obwohl unsere Eltern eine Vogtländer Klappkamera besaßen und bei ein bisschen Überlegung von den Erwachsenen ein Foto gemacht werden konnte. Mein Vater war bei meiner ersten Begegnung mit der Schule nicht dabei. Ich bin nicht ganz sicher, aber auch meine Mutter sehe ich nicht in meiner Erinnerung.
Wir Kinder hatten kein eigenes Zimmer und mussten mit unserem Hausmädchen an einem kleinen Kindertischchen, das neben dem großen Tisch, der für Erwachsene vorbehalten war, unsere Mahlzeiten einnehmen. Das Fotografieren kam erst langsam zu der Zeit auf. Außerdem gab es nur schwarzweiße Fotos.

Es war um Ostern 1940, als ich in die Knabenschule auf der Andreaskirchstraße in Namslau kam. Jedes Kind hatte eine Schiefertafel, deren angefeuchteter Schwamm an einer Schnur aus dem Schulranzen heraushing und einen Griffelkasten aus Holz, in dem die ganzen Utensilien fürs Schreiben untergebracht waren. Es gab ziemlichen Ärger im Schulunterricht, wenn man vergessen hatte, den Schwamm zu Hause anzufeuchten. In den Klassenzimmern und auf dem Flur gab es noch keine Wasserleitungen.
Frau Peter, aus der Sicht eines Schulkindes eine schon ältere Dame im Pensionsalter, die mir wohlgesonnen schien und mich mit meinem Vornamen und Nachnamen gleichzeitig ansprach, schrieb einige Male auf meine Tafel: Lothar muss fleißiger lesen!

Wir schrieben noch in dem ersten Jahr Sütterlin – Schrift. Erst etwa in der zweiten Hälfte der 2. Klasse

wurde auf die lateinischen Buchstaben umgestellt. Außerdem gehörte ich noch zu den letzten Jahrgängen, die noch zu Ostern eingeschult wurden.
Schon in der 3. Klasse bekamen wir männliche Pädagogen, die nicht lange fackelten und kräftig mit dem Rohrstock schlugen. Auch der Schulrektor Herr Kalkbrenner war ein gefürchteter Mann, der kräftige Ohrfeigen verteilen durfte. Kindern, mit denen der Klassenlehrer nicht fertig wurde, drohte man, sie zu Herrn Kalkbrenner zu führen. Auch war das „Nachsitzen“ und das „in der Ecke stehen“ ein Teil der noch ganz und gar autoritären Erziehung. Strammstehen, Hitler-Gruß, Fahnen-Appelle im Schulhof und Morgengebet in der Klasse gehörten zum Schulalltag. Ein Klassensprecher musste morgens unter Strammstehen der gesamten Klassenbelegschaft die Anzahl der anwesenden Schüler dem Lehrer melden. Dazu streckte er den rechten Arm zum Hitler-Gruß aus. Zuspätkommen wurde äußerst streng geahndet und war fast immer mit Prügel oder Nachsitzen verbunden. Bei den Prügelschlägen musste man sich über den vorderen Schultisch beugen. Dann bekam der arme Schuldige, je nach Laune des Lehrers ein oder zwei Schläge auf den Hosenboden.
Ich hatte zuletzt in meiner Heimatstadt einen aus Kindersicht älteren Klassenlehrer, Herrn Katzer. Herr Katzer kam jeden Tag mit der Eisenbahn aus dem Dorf Nassadel. Er hatte drei Söhne, die alle als Soldat bei der Deutschen Wehrmacht waren. Er war ein sehr verbittert wirkender Mann. Wir Jungen – wir waren, wie schon berichtet – eine Knabenschule, mussten jeden Morgen bei Schulbeginn mit ihm beten: *„Lieber Gott, hilf unseren Soldaten, dass sie siegen und bald glücklich heimkommen“.*

Wir leierten dieses Gebet mit innerer Anteilnahme und Selbstverständlichkeit herunter. Wir waren zu der Zeit

Jungen von zehn Jahren. Dazu stand die Ostfront vor unserer Haustür. Die Vorstellung, dass unsere Soldaten siegen müssen, damit wir den Grausamkeiten des Krieges entgehen, war ein sehnsuchtsvoller Wunsch, den fast jeder Deutsche hatte.

Eines Morgens kam unser Lehrer noch blasser und energieloser als sonst ins Klassenzimmer. Er trug einen schwarzen Trauerflor auf einem seiner Jackenärmel. Er sprach nicht mit uns Jungen. Er sagte nur: Hefte raus! Später erfuhren wir dann, dass zwei seiner Söhne fast am gleichen Tag an der Ostfront gefallen sind. Ich weiß nicht mehr genau, ob wir dann noch gebetet haben. Jedenfalls wurde unser Lehrer immer unfreundlicher zu Einigen von uns.
Umso erstaunlicher war es dann, als wir auf einer etwas später erfolgenden Klassenfahrt mit ihm in sein Dorf und in sein dortiges Schulhaus fuhren. Dies war eine einklassige Schule, in der gleichzeitig die Wohnung des Lehrers untergebracht ist. Als wir alle zwischen den engen Schulpulten saßen, guckte seine auch schon betagte Ehefrau verstohlen durch den Türspalt und lächelte ein Guten-Tag-Jungs zu uns Kindern. Auch unser sonst brummiger Klassenlehrer schien mir ein ganz anderer an diesem Tag zu sein.

Später hatte ich Herrn Stolle als Klassenlehrer. Der war in seiner Freizeit Hauptmann bei der SA. Als die russische Front im Herbst und Winter 1944 immer näher an unsere Grenze rückte, pflegte er immer häufiger in der gelben Uniform der SA in das Klassenzimmer zum Unterricht zu kommen. Unter vorgehaltener Hand sagten einige Volksgenossen, wenn sie die SA meinten, „DIE GELBEN SPERLINGE“.

Doch dann kam der Abschnitt meines Lebens, wo wir die ersten Flüchtlinge sahen, die bald in unserer Schule, auch in Turnhallen und anderen Schulen der Stadt, untergebracht wurden. Sie kamen fremdartig aus Kroatien und aus Siebenbürgen. Sie waren in dicken Pelzen und mit großen Pelzmützen bekleidet und fuhren auf mit Zeltplanen behangenen Panje-Wagen mit Pferden. Überall in den Straßen der kleinen Stadt standen bald diese Pferdegespanne und ich denke, viele der erwachsenen Bürger ahnten oder fragten sich zumindest, was ihnen und ihren Kindern bald blühen würde, wenn die Russen noch näher rückten.

Doch die Propaganda der Nationalsozialisten tönte etwas anderes. Bis zuletzt hieß es, der Feind wird durch Vergeltungsschlacht zurückgeschlagen. Wer öffentlich Bedenken dazu äußerte, wurde von der Gestapo abgeholt und galt als Volksverräter.

Übrigens, wo Siebenbürgen oder etwa Kroatien liegt, das wusste keiner von uns Jungen so genau. Da hätte ich höchstens meinen Vetter Herbert fragen müssen. Der war in Geografie und auch anderen Schulfächern besonders gewandt. Auch war er einige Jahre älter als ich. Doch Herbert lebte in Kunzendorf in der großen Mühle, aus der meine Mutter stammte. Das war immerhin sechzehn Kilometer von Namslau entfernt.
In den letzten Kriegsjahren gab es keine brauchbaren Schulbücher und schon lange nicht die nötigen Atlanten. Wenn unser Hausmädchen mir bei den Schularbeiten helfen sollte, stellten wir bald fest, dass sie in ihrer Schulzeit nicht die lateinische Schrift gelernt hatte. Das gleiche galt für meine Mutter, die auch in anderer Weise, was die Schule betraf, uns Kindern nichts beibrachte: Sie hatte fast immer einen weißen Kittel an und war in der Zahnpraxis meines

Vaters. Und das Zeitalter der PCs und des Googles war noch weit in der Ferne und kaum für jemanden vorstellbar. Man konnte also nicht wie heute einfache Wissenslücken durch googeln ausfüllen.
Als ich bei einer schulischen Filmvorführung, die in der Aula unserer Schule stattfand, das erste Mal Hochhäuser – wohl weit in England oder Amerika vorhanden – sah, glaubte ich, eine Märchenwelt wurde mir gezeigt. Das war für mich, den damals kleinen Jungen, wie eine fast unglaubliche Offenbarung.
Aber alle diese Bilder gab es zu der Zeit nur in Schwarzweiß! Wenn man sich dazu die Kinderwelt von heute, siebzig oder achtzig Jahre später vergegenwärtigt, ist das wie ein Quantensprung, der uns beschert wurde. Welches zehnjährige Kind in unserer Region kennt sich nicht heute mit PC oder Smartphone aus?

Mit diesen für die Jüngeren großväterlichen Vergleichen will ich hier nicht langweilen, sondern nur andeuten: Wir hatten schon in der Zahnpraxis meiner Eltern ein Telefon. Das wurde hauptsächlich abends für private Gespräche benutzt. Das Besondere an diesem Gerät war, dass an einer zweiten Schnur noch ein weiterer Hörer dranhing. Man muss sich den etwa in der Form einer Suppenkelle oder eines Kochlöffels mit dickem Griff vorstellen. Ja, der Griff war tatsächlich aus Holz, wie allgemein ein Kochlöffel! Da durfte ich gelegentlich als kleiner Junge mithören, aber kaum einmal selbst sprechen. Und selbstständig irgendwo anrufen ging in vielen Fällen überhaupt nicht, da man Ferngespräche erst telefonisch beim Postamt anmelden musste. Etwa so: “Hier ist Namslau 5-26. Ich möchte gern verbunden werden mit Resewitz 15“. Danach legte man den Hörer auf und wartete etwa eine Minute, bis sich das Postamt wieder meldete und dabei mitteilte, dass die Verbindung nun hergestellt

sei. Im täglichen Stadtverkehr war es so, dass die meisten Familien noch kein Telefon hatten und damit die Möglichkeit, sich mit Freunden „fernmündlich“ zu unterhalten oder eben eine kurze Mitteilung zu machen, für Kinder gar nicht möglich.

In meiner Kindheit war, wie schon gesagt, Krieg. Das hatte zur Folge, dass es manches gar nicht gab. Das betraf besonders die Lebensmittel, die viele Jahre - auch noch nach dem Kriege – nur rationiert auf Lebensmittelmarken zugeteilt wurden. Viele von diesen Nahrungsmitteln enthielten Ersatzstoffe. Ein typisches Beispiel, was mir einfällt, sind Margarine aus Billigfetten und Kunsthonig aus Zucker und künstlichen Aromastoffen.
Ich war schon etwas über zehn Jahre, als ich zum ersten Mal bewusst ein echtes Bienenhonigbrot zu essen bekam. Zu der Zeit war ich bei den Pimpfen, einer Vorstufe der Hitlerjugend. Damals wurde an der Ostgrenze Schlesiens die so genannte Barthold – Linie gebaut. Das war ein viele Kilometer langer Panzergraben, eine so genannte Panzersperre, die verhindern sollte, dass im Ernstfall feindliche Panzer über die deutsche Grenze gelangen können. Große Bagger, und auch kleinere, die solche Arbeit heute verrichten würden, gab es damals noch nicht.
Dort an die Grenze hatte man zehntausende, wenn nicht gar hunderttausende junge Menschen hin kommandiert, damit sie als „Schanzer“ ihren Dienst fürs Vaterland leisten. Das waren zum großen Teil Oberschüler aber auch andere Menschen, die noch nicht das Alter hatten, um zur Deutschen Wehrmacht eingezogen zu werden.
Ich als junger Pimpf wurde irgendwann im Sommer 1944 mit einem zwei Jahre älteren Jungen beauftragt, einen kleinen Transport Liebesgaben - Päckchen in der Eisenbahn zu begleiten. Wir hatten schlicht die

Aufgabe, die Sachen, die von Müttern und Familien der einzelnen Schanzer gepackt waren, in ein Dorf zu bringen, wo die Schanzer in Scheunen auf Bauernhöfen untergebracht waren. Das Dorf wo wir hinfuhren hieß Kammerau und lag im Nachbarkreis meiner Heimatstadt.

In dem Dorf Kammerau lebte die Freundin meiner Mutter, Tante Frieding. Sie war die Frau eines Oberförsters. Tante Frieding bewirtschaftete mit ihrem Mann eine große Försterei. Sie hatten neben vielen Hunden auch viele Bienenvölker.
Meine Mutter bestand darauf, dass ich bei dieser Gelegenheit ihre Freundin Frieding besuche. Das tat ich dann auch mit meinem Kumpel. Wir gingen in die Försterei, in der ich, als ich noch kleiner war, schon ein- oder zweimal mit Mutter gewesen bin. *„Ach Jungs, das ist ja eine Freude, dass ihr uns einmal besucht“*, sagte die stattliche Frau.

Es war an einem Wochentag. Sie war mit einigen Hunden und Hühnern allein zu Hause. Die Hunde – Jagdhunde und Dackel – waren in einem großen Zwinger untergebracht und bellten unentwegt. *„Ich mache Euch schnell paar Honigbrote, die mögt ihr doch sicher?“* Welche Frage! Und ob wir die mochten!

Wir saßen mittlerweile in der guten Stube in den für unsere Begriffe fürstlichen Sesseln, in denen sonst nur hoher Besuch des Hauses, in erster Linie der Brotgeber des Försters, Prinz Biron mit seiner Jagdgefolgschaft, Platz nahm. Wir Jungen fühlten uns wie die Fürsten und warfen uns staunend vielsagende Blicke zu. Sicher waren die Teppiche und großzügigen Sessel nicht der geeignete Platz für Kinder mit Honigbroten in den Händen. Aber wir waren in dem Moment „stolz wie Oskar“, wie man zu sagen pflegt. So eine pompöse

Wohnung mit einer gediegenen Einrichtung kannten wir nicht von daheim! Und die Schnitten mit echtem Bienenhonig waren für uns wie Schokolade, die es übrigens in dieser kargen Kriegszeit jahrelang nicht in Deutschland gab.
Noch nach Jahren, in der großen Hungersnot, die später über ganz Deutschland und Österreich kam, musste ich wehmutsvoll an diese Honigschnitten der Freundin meiner Mutter denken.

Familienleben

Da ich meinen Vater schon am Anfang dieser Kapitel etwas mehr dargestellt habe, möchte ich versuchen, etwas mehr meine Mutter zu charakterisieren. Doch mein Vater kommt automatisch in dieser meiner Lebensperiode immer wieder stark durch.
Wenn ich sage, Vater war ein weltoffener Typ, der etwas - den damaligen Verhältnissen gerecht werdend – Leichtigkeit verbreitendes, vielleicht Großzügiges ja, von der Hand in den Mund Lebendes verkörperte, war meine Mutter mehr die grüblerische, sehr auf Sparsamkeit bedachte und zurückhaltende Frohnatur. Und wenn ich das Wort „Frohnatur“ für sie wähle, trifft das auch nur in begrenztem Maße zu. Sie sagte gern einmal: *„Ach Oswald, lass das doch! Übertreib doch nicht, es wird ja peinlich!“*
Auch hatte sie die Art, ihn schnell einmal unter dem Tisch mit dem Fuß anzustoßen.
Es kam aber auch häufig vor, wenn wir Jungen nicht so parierten, wie wir sollten, dass sie zu Oswald gewandt sagte:
„Ach Oswald, nun sprich du doch mal ein ernstes Machtwort zu den Jungen!“
Vater sagte dann mehr theatralisch aber laut: *„Zum Donnerwetter nochmal!!“*

Worauf wir Kinder nach einer Schrecksekunde eher mit Lachen reagierten.
Mein kleiner Bruder hatte einen besonderen Draht zu ihm und bekam gern einmal einen Extragroschen aus Vaters Geldbörse zugesteckt.
Mutter Erna konnte in den ersten Namslauer Jahren immer auf ihr eigenes Sparbuch zurückgreifen, wenn es mal eng wurde und es für den anfänglich kleinen Haushalt an ein paar Markstücken fehlte. Denn in *den* Jahren mussten verschiedene Ergänzungen für die noch junge Zahnpraxis angeschafft werden. Auch fuhr mein Vater bald sein erstes Auto, natürlich einen Neuwagen, worüber wir Kinder, nämlich mein kleiner Bruder Gerold und ich, sehr stolz waren. Doch Mutter empfand das nur mit etwas zwiespältigen Gefühlen so gut.

Meine Mutter hatte, aus heutiger Sicht betrachtet, keinen allzu guten Geschmack, was Kleidung und Wohnungseinrichtung betraf. Wir Kinder bekamen einmal als gute Sonntagskleidung Kübler-Anzüge, später einmal Bleyle-Anzüge. Dabei wurde gespart, indem ich jeweils den noch gut erhaltenen Anzug meines Cousin Herbert aus Kunzendorf, und mein kleiner Bruder Gerold den von mir abgelegten bekam. Das war Tradition. Und wenn man bedenkt, dass es schwer war, in den Kriegszeiten immer neuen Nachschub an Kleidung zu bekommen, war es auch soweit in Ordnung.

Als sich etwa 1939 die Gelegenheit ergab, in der Nähe der vorhandenen Praxis und Wohnung meiner Eltern ein Haus mit geeigneten Praxisräumen zu kaufen, zögerte meine leicht unentschlossene Mutter erst einmal. Aber nach einigem Hin und Her kam doch der Kauf zustande. Jedenfalls zogen wir in die Bahnhofstraße.

Das Haus hatte mehrere Stockwerke und ein Hinterhaus. Ein großes Eingangstor mit einem großzügigen, gut bürgerlich anmutenden Hausflur und Treppenhaus bildete für meine damals kindliche Begriffswelt einen nach bürgerlichem Wohlstand ausschauenden Anblick. Im Hintergrund des Flures war eine Autogarage, wo dann bald meines Vaters Opel stand. Als ich in die Schule eintrat, wohnten wir bereits da.

Trotz der scheinbar großzügigeren Anlage unserer neuen Wohnung reichte sie wieder nicht aus, um mir und meinem noch kleineren Bruder ein eigenes Kinderzimmer zu ermöglichen. Unsere Kinderbetten standen weiterhin im Schlafzimmer der Eltern, weil mehrere Zimmer als Praxisräume genutzt wurden. Die anderen Etagen hatte Mutter vermietet. Über uns wohnte der Rektor der Berufsschule mit seiner Familie und unter uns ein Gerichtssekretär mit seiner gehbehinderten Frau.

Kinderspiele und-streiche

In unserer Jugend veranstalteten wir natürlich mit unseren Freunden Spiele und Streiche. In dem Fall, an den ich gerade denke, mit Cousine Christa und mit Herbert, unserem Cousin aus Kunzendorf. Samstag mittags nach der Praxiszeit im Sprechzimmer meines Vaters war das!

Der aus Glastüren und weiß gestrichenem Metall bestehende Instrumentenschrank eines Zahnarztes enthielt viele viele Pinzetten und Zangen. Neben diversen Bohrerköpfen gab es auch einige Wasserspritzen. Das waren kleine handliche Geräte mit einer Saugvorrichtung. Mit diesen kleinen Wassergeschossen bespritzten wir die Passanten, die

an unserem Hause vorbei gingen. Ich flüsterte aus dem Nebenzimmer, an dessen Fenster ich auf Lauerstellung verharrte: *„Da kommt einer“!*

Wir hatten uns mit gezogener Waffe hinter einem geöffneten Fenster des Sprechzimmers versteckt gehalten und trafen aus diesem Hinterhalt ahnungslose Fußgänger auf ihre Köpfe und, wenn einer besonderes Zielglück hatte, in ihre Gesichter.
Bei den meisten „Angriffen“ verlief alles fast harmlos. Die Passanten, die auf unserer Straße zum Bahnhof eilten, schüttelten ungläubig ihre Köpfe und schauten sich nach allen Seiten um, um dann schnell weiter zu eilen.

Bis dann Herr Schiffner kam und bei uns Sturm klingelte.
Herr Schiffner war unser Nachbar. Als Elfriede die Korridortür öffnete, war bei uns was los! *„Ihr Lothar hat mich total nass gespritzt! Das ist eine Unverschämtheit! Das muss ich mir nicht gefallen lassen! Ich möchte Frau Kolle sprechen!“*
Meine Mutter hat dann wieder einmal das Nötige getan, nämlich mir eine große Standpauke gehalten. Sie sagte etwa sinngemäß: *„Du bist doch schon der Vernünftigere. Du musst jetzt wirklich mitdenken und mir nicht noch solchen Kummer bereiten. Du bist doch mein Großer!“*
Den Herrn Schiffner hatte sie mit einigen Worten, in denen sie Verständnis zeigte und Besserung versprach, einigermaßen beruhigt.

Auf dem Instrumentenschrank im Sprechzimmerstand ein aus Gips geformter, echt aussehender Totenschädel. Mit dem stellten wir auch einiges an und gruselten uns fast selber dabei, wenn wir ihn bei einbrechender Dunkelheit mit der Taschenlampe

anstrahlten. Mit dem haben wir dann einige Male unsere gute Elfriede fast zu Tode erschreckt. Aber auch einige andere Leute wurden geängstigt, als der Schädel in der Dunkelheit der Hauseinfahrt plötzlich aufleuchtete!

Vaters Erkrankung und die Praxis

Zu der Zeit wurde mein Vater krank und kränker.
Durch den Krieg bedingt wurden aber einige Kollegen von ihm zur Wehrmacht eingezogen. Mutter, die ehrgeizig einige Jahre als Dentistin bei Vater mitgearbeitet hat, hatte keine staatliche Prüfung. Sie durfte und konnte die Praxis nicht allein führen. Zudem boomte jetzt der Laden. Nachdem immer wieder wochenweise abwechselnd Kollegen, die in Breslau in größeren Praxen arbeiteten, aushalfen, kam schließlich Herr Schlossart aus Oppeln. Vater konnte sich inzwischen kaum noch fachlich beteiligen. Und so stellte Mutter Herrn Leonart Schlossart als Praxisleiter ein. Herr Schlossart war Dentist. Gute Ratschläge diesbezüglich hatte sie, die eigentlich von Organisation, heute sagt man Management, nicht zu viel verstand, von einem guten Freund, dem Krankenkassen-Direktor Grucz, erhalten. Ich war zu der Zeit öfter dabei, wenn Mutter die Familie Grucz privat besuchte.
Der einzige Sohn der Gruczes hatte viel-viel schöneres Spielzeug als wir Kolle-Jungen! Das war schon mal interessant für mich.

Herr Schlossart, der aus dem gleichen Jahrgang wie mein Vater war, war sparsam und auch sonst sehr präzise und genau. Er lief zuweilen nach Feierabend durch die Praxisräume – wir hatten mittlerweile zwei Sprechzimmer - und reckte seine Hände in die Höhe.

Das sah so aus, als würde er zu einem unsichtbaren Geist sprechen. Er meinte wohl nicht den lieben Gott, an den er als oberschlesischer Katholik auch zumindest traditionsgemäß glaubte! Er rief: *„Heilige Maria, nichts wie Wirrwa und Wirrwa und Wirrwa...!“.*
Ich fühlte mich bei diesen Äußerungen des Mannes, der jetzt im Wesentlichen zum Erhalt „unserer“ Existenz beitrug, etwas beschämt. Hatte er vielleicht doch Recht?
Vater lag inzwischen todkrank nebenan im Schlafzimmer. Elfriede, unser derzeitiges Hausmädchen, kochte fast selbständig nach kurzen Vorschlägen meiner Mutter. Diese kam meist nur sporadisch im weißen Kittel in die Küche und gab ihre Anweisungen.
Wenn ich heute die Situation von damals betrachte, wird mir natürlich klar, warum ich als kleiner Junge familiär mitdenkend unbedingt Zahnarzt werden wollte. Noch bis zu meinem sechzehnten Lebensjahr war das mein – und noch mehr meiner Mutter – Wunsch. Aber erst später wurde es mir bewusst, dass es ihr doch stark um ihre eigene berufliche Verwirklichung in einer Zahnpraxis ging. Eigentlich war sie etwas zu schwach als Persönlichkeit, um eine selbstständige Chefin zu sein und ein Unternehmen zu leiten. Andererseits wächst auch fast jeder Mensch mit seinen Aufgaben!

Damals war wirklich Wirrwar. Denn es sollte sich noch zeigen, als die Wohnung im Parterre des Hauses frei wurde. Geplant war, mit den Praxisräumen nach unten zu ziehen. Aber der Betrieb lief uneingeschränkt weiter. Es war schrecklich großer Andrang in der Praxis. Zweimal in der Woche kamen ganze Gruppen russischer und französischer Gefangener vormittags in die Sprechstunde. Sie wurden stets von zwei deutschen Wachsoldaten begleitet, die mit auf

geschnalltem Karabiner in unserem Treppenhaus standen. Wenn ich, der Zehnjährige, aus der Schule kam, musste ich an zwölf bis fünfzehn Kriegsgefangenen, die auf der chic mit Linoleum ausgelegten Treppe, die zugleich mit goldglänzendem Metall beschlagen war, mich vorbeidrücken. Frauen wie meine Mutter, durften per Gesetz keine Ausländer behandeln. Dann war neben Herrn Schlossart der polnische Dentist Herr Zibulski am zweiten Behandlungsstuhl. Der durfte umgekehrt keine deutschen Patienten behandeln, nur als Techniker mit Zahnersatz versorgen. Herr Schlossart konnte sich mit einzelnen Russen – es waren wohl Weißrussen oder auch Ukrainer – häufig lange unterhalten. Das führte dann zu einem großen Patientenstau. Ich muss dazu sagen, Herr Schlossart sprach ein etwas ukrainisch gefärbtes Polnisch als typischer Oberschlesier aus der Grenzregion. Und er hatte bald heraus, dass es unter den Russen durchaus gebildete Leute gab. Das, was der „Führer“ und auch der Göbbels sagte, konnte nicht stimmen. Wenn es nach denen ging, war der Russe ein Untermensch zweiter oder dritter Klasse.
Trotzdem hatte ich als Kind eine gewisse Angst vor den Russen und vor dem ganzen Kriegsgeschehen sowieso. Die Enge unserer eigentlichen Wohnung war mir damals nicht wirklich bewusst.
Ach, und ein Teil der Küche, wo gekocht wurde, war gleichzeitig der Raum für Zahntechnik. Da saßen auf engstem Raum inzwischen zwei Zahntechniker, Herr Zibulski und der zweiundzwanzigjährige Cescwlaw. Beide waren Internierte aus Warschau und konnten nur wenige Worte deutsch.
Gleichzeitig in der verhältnismäßig kleinen Küche befand sich der große Kohleherd, von dem aus in den Wintermonaten die Etagenheizung gespeist wurde, die auch das Wartezimmer versorgte, das meistens an sehr kalten Wintertagen nicht richtig warm wurde.

Umgekehrt gesehen gab es noch keine Kühlgeräte wie heute. Der Eisschrank, der eigentlich mehr zum Küchenbereich der Wohnung gehörte, stand aus Platzgründen in einer Ecke des Sprechzimmers. Das fiel aber nicht so auf, da ohnehin in den letzten Kriegsjahren selten Eisstücke aus dem Haselbach-Teich geliefert wurden.

Leben nach Vaters Tod

Im Juni 1943 starb mein Vater. Er wurde im Wartezimmer seiner Zahnpraxis aufgebahrt. Die Praxis wurde wenige Tage geschlossen. Am 12.Juni, Mutters 41. Geburtstag, war die Beerdigung. Die Trauerfeier begann mit einem Trauerzug durch die Stadt. Angereist aus Breslau waren etwa sieben oder acht Herren eines Kriegervereins, dem Vater angehörte. Sie marschierten in blauer dezenter Uniform und mit einer großen Fahne vor dem Leichenwagen, der von zwei schwarz eingedeckten Pferden gezogen wurde, vorneweg. Einen Trommler hatten sie auch dabei. Der schlug den Takt für die kleine Prosession. Ich war einige Tage vorher gerade neun Jahre geworden. Als mein Vater die Augen schloss, stand ich an seinem Bett. Einige Tage später musste ich in seinem Bett, Teil der Ehebetten, neben meiner Mutter schlafen. Mein bisheriges Bettgestell, ein schönes weißes Bett, benötigte man für Cescwlaw. Die beiden Zahntechniker hatten eine bescheidene Stube in unserem Hinterhaus. Dort hatten ich und mein Bruder auch zwei Kaninchen. Als ich einmal für diese fein auf einer Raffel geriebene Möhren füttern wollte, sagte Ceswlaw in schlechtem Deutsch zu mir: *„Lotta, du mussen nje rieben, Karniekeel mussen knierschen, ... knierschen“ (Lothar, du musst nicht die Möhrrüben reiben. Kaninchen müssen knabbern).*

Er machte dazu einige auffallende Mundbewegungen und Grimassen.
Diesen Satz höre ich noch im Nachhall nach fünfundsiebzig Jahren! Da habe ich was gelernt

Übrigens am nächsten Morgen nach dem Tode meines Vaters kam ich, wohl durch die Aufregung in unserer Familie, einige Minuten zu spät in die Schule. Das Ganze war ja wirklich eine außergewöhnliche Situation in meinem Leben.
Mein Lehrer, Herr Stolle, gab mir, ohne nach dem Grund meines Zuspätkommens zu fragen, eine gehörige Ohrfeige, worauf ich entgegen meiner sonstigen Gewohnheit, laut weinte und wohl sagte, was bei uns zu Hause geschehen war.
Mein Lehrer, der offensichtlich nicht die privaten Angelegenheiten oder irgendwelche Hintergründe seiner einzelnen Schüler kannte, wie es zu der Zeit vielleicht noch auf kleinen Dorfschulen für den Klassenlehrer der Fall gewesen wäre, änderte in der Sekunde sein Verhalten. Er schien betroffen und ging mit mir vor die Tür des Klassenzimmers. Dort musste ich ihm ausführlicher berichtete. Er kannte bis dahin nicht die Situation in unserer Familie. Nun hörte er das erste Mal vom vorangegangenen Siechtum meines Vaters und der Bedrücktheit, der auch meine Mutter als meine Erziehungsberechtigte ausgesetzt war. Er schlug mir vor, einige Tage zu Hause zu bleiben.

So ein Angebot nahm ich natürlicherweise mit Kusshand an, auch wenn mich das wieder einmal vom Lehrstoff trennte. Auf die Idee, mir die Aufgaben über einen Klassenkameraden übermitteln zu lassen, kam keiner. Und das führte zu dem Resultat, dass ich ein mittelmäßiger, wenn nicht gar schlechter Schüler wurde. Auf die Idee, dass man sich als Lernender auf jede Schulstunde etwas vorbereiten muss, um sich als

guter Schüler darzustellen, kam ich erst viel später in meinem Leben.
Die Anzahl der Schüler in einer Klasse war zu der Zeit sehr hoch. Wir waren 38 bis 42 Jungen in der Klasse. Und dazu gab es noch eine Parallelklasse mit genau so vielen männlichen Schülern. Die Mädchen gingen separat in die bei der katholischen Kirche liegende Mädchenschule, die vor dem Hitler- Regime die katholische Schule war.

Zu der Zeit war es aber allgemein keine Seltenheit, dass innerhalb unseres Klassenverbandes einer von den Vätern meiner Klassenkameraden plötzlich an der Front den so genannten “Heldentod“ fand. Wir Jungen mussten damit leben. Und viele Frauen in Deutschland, aber auch vornehmlich in Schlesien, wurden emanzipierter durch die Umstände, die der Krieg auslöste.

So kam es, dass meine Mutter neben ihrer beruflichen Arbeit im Sprechzimmer und den großen vierteljährlichen Abrechnungen mit der Krankenkasse auch noch mehrere Glucken auf Hühnereier setzte. Diese wurden in einer Bodenkammer, die abgeteilt vom großen Wäscheboden unseres Hauses war, auf Brutnestern gehalten. Das Resultat waren dutzende kleine, zunächst süße Küken.
Wir Kinder halfen nun Brennnesseln sammeln und hart gekochte Eier in Würfelform schneiden. Damit wurden die kleinen süßen Küken gefüttert. Sie verbreiteten bald auf dem Wäscheboden einen trockenen Hühnergestank, denn es kamen heiße Sommertage, die sich unter einem von der Sonne gewärmten Hausdach besonders bemerkbar machen mussten.
Die Folge war: die heranwachsenden Hühnchen und ihre Mutterhennen haben wir bald in unseren

Schrebergarten verlegen müssen. Die Gartenlaube wurde mit einem Hühnerloch versehen und ein Zwinger aus Maschendraht hinter der Laube angebaut. Und jetzt kam das Unangenehme für mich und in begrenzter Form wohl auch für meinen kleinen Bruder Gerold: Ich musste jeden Tag zwei Kilometer mit dem Handwagen oder mit dem Fahrrad in den Garten fahren, um die Hühner zu versorgen. Manchmal übernahm das auch Elfriede, unsere Hausangestellte. Gott-sei-Dank!
Den Höhepunkt erreichte meine Mutter, als sie dann im Herbst einen jungen Läufer – das ist ein Schwein – in der Autogarage unterbrachte. Den Opel meines Vaters hatte sie vorher an einen guten Bekannten verkauft. Danach wurde ein großer Holzverschlag für das Schwein in die leere Autogarage eingebaut.
Damit zeigte meine Mutter, denke ich heute, dass sich bäuerlich angehauchte Gene in ihrer Persönlichkeit befinden mussten. Denn gleichzeitig wurden auch noch zwei oder drei Gänse in einen kleinen Pferch in die Garage gestellt, die täglich mehrmals "gestopft" wurden. Bei der Herstellung der "Stopper" mussten wir Kinder mithelfen, was z. T. sogar Spaß machte. Die Gans bekam auf diese Weise eine kranke, verfettete und riesig vergrößerte Leber, die von Menschen als Delikatesse gebraten und gegessen wurde. Gott-sei-Dank fallen heute solche bösen Maßnahmen von Tierquälerei unter das Tierschutzgesetz.

Auch für das Schwein mussten wir täglich in den Abendstunden den Abfall aus einem Hotel und einer Pension holen, damit wir es auf sparsamste Weise möglichst fett bekamen. In der hier erwähnten Pension, die einer gerade noch im Nazi-Regime geduldeten Halb- oder Viertel-Jüdin in unserer Straße gehörte, waren die beiden polnischen Zahntechniker in Beköstigung. Dort saßen sie wohl in *dem* Jahr mit

einigen ihrer Landsleute, die dort ebenfalls zum Mittagstisch waren und teilten sich in ihrer Sprache mit, wie sie bei einem für die Deutschen katastrophalen Ausgang des Krieges sich in "Mimiiezcki", also Deutschland, breitmachen könnten. Und dass die Deutschen den Krieg aller Wahrscheinlichkeit nach verlieren müssten, war schon für helle Köpfchen vorstellbar, denn die sowjetische Front rückte immer näher und näher.

Gut in Erinnerung ist mir, dass in dieser Zeit, die schon sehr auf Bedrohung durch Bombenangriffe in der Großstadt Breslau hindeutete, unser Praxisleiter Herr Schlossart seine Frau mit ihrem gemeinsamen Baby wochenweise zu uns nach Namslau mitbrachte. Ich war sehr stolz auf unseren Besuch und durfte oft begeistert die Kinderkarre schieben. Dabei wirkte ich wohl so auf mein Umfeld, als würde ich ein kleines Schwesterchen bekommen haben.
Durch meine offensichtliche Zuneigung bekam ich auch etwas zurück: Ich durfte für ein Wochenende mit Herrn Schlossart nach Breslau mitfahren und wenn ich mich nicht irre, mit seiner Familie mit in den Zoo gehen.
Die kleine ungewohnte Vertrautheit zu einem männlichen Erwachsenen wurde dann noch besiegelt, als mich Herr Schlossart an einem Nachmittag zu unserem Namslauer Trödelmann, Herrn Schwitalla, mitnahm. Dieser hatte sich vorher bei uns ein komplett neues „Esszimmer" aus Zähnen machen lassen. Um diesem Mann einen freundlichen Gegenbesuch abzustatten, gingen wir wohl hin. Herr Schlossart kaufte mir für zwei Reichsmark in der ominösen wüsten Scheune des Trödlers ein Gewehr! Das hatte ich mir, denke ich heute, wohl selbst ausgesucht, weil wir nichts für mich sonst geeigneteres fanden. Aber zu aller Beruhigung: Das tolle

Prunkstück wurde nur mit Zündblättchen in Betrieb gesetzt. Aber bezeichnend für die kriegerisch unruhige Zeit war es doch.

Der letzte Tag in Namslau

Am 19. Januar 1945 mussten wir Namslau verlassen. Viele Bewohner der Stadt fanden in vier Sonderzügen, die für die Flüchtenden eingesetzt wurden, einen notdürftigen Platz. Zum Teil saßen die Menschen auf ihren wenigen Habseligkeiten, die sie in aller Eile in Koffern und Rucksäcken verstaut hatten. Knapp achttausend Einwohner hatte zu der Zeit unser Städtchen. Davon saßen nun etwa sechstausend und fünfhundert in den vier Zügen, die die Reichsbahn Oppeln noch im letzten Moment bereitgestellt hat. Weitere fünfhundert Personen, meist Familienväter und ältere Söhne, waren beim Militär. Der Rest blieb da oder musste sehen, wie er allein westwärts kam. Zu den letzteren gehörten wir. Meine Mutter sagte kurz entschlossen: *„Wir fahren nach Kunzendorf in die Mühle meines Bruders. Wenn die dableiben, dann bleiben wir auch dort. Und wenn die flüchten, dann flüchten wir mit denen!“*

Da wir in keinen der vier Züge mehr hineinpassten, war das die logische Lösung. Als sich auf dem Bahnhof zeigte, dass der regionale Bummelzug nach Groß Wartenberg gleich noch auslaufen sollte, war der schnelle Entschluss meiner Mutter perfekt.
Elfriede, unsere junge Hausangestellte mit uns beiden Kindern und meine Mutter saßen mit drei Koffern und zwei Taschen in dem fast leeren Regionalzug in Richtung Kunzendorf und Groß Wartenberg. Dieser fuhr, zunächst einen weiten Bogen in östlicher Richtung machend, durch einige Grenzdörfer, so auch über das Dorf Glausche. Die Fahrt dauerte eine

knappe Stunde. Die Abteile wurden nach einer Weile auffallend leerer. Wir dachten uns aber nichts Schlimmes. Schließlich kann eine Lokomotive auch nur auf den vorgegebenen Schienen fahren. Es wurde schon dunkel. Nur die weiße Schneefläche reflektierte etwas Helligkeit.
Dann in Kunzendorf am Rundfunkgerät, um das alle Anwesenden später versammelt waren, hörten wir vom Rundfunksprecher die Worte: *„In dem Dorf Glausche wurde in der Nähe des Bahnhofes schon am heutigen Mittag ein feindlicher Panzer gesichtet. Es handelt sich vermutlich um ein Späh-Fahrzeug vom russischen Typ sowieso...“.*

Wir mit meiner Mutter sind also, nichts von der russischen Frontspitze ahnend, zwei oder drei Stunden später als der erste Russe schon da war, über den gefährlichen Punkt gefahren! Welch lebensgefährliche Situation! - Jetzt bei den Verwandten im Mühlenkontor sitzend, wo sich das Telefon befand, über das wir Anweisungen erhofften, hörten wir die ersten Detonationen aus der Richtung Glauscher Wald. Das war acht oder neun Kilometer von uns entfernt. Der südöstliche Himmel hatte sich rötlich eingefärbt, wohl infolge Brände auslösender Einschläge von Panzergranaten. Es war inzwischen finsterer Abend geworden.

Der Russe stand also schon, als wir am späten Nachmittag den Bahnhof Glausche passierten, unmittelbar im Wald an der Bahnlinie. Es waren, wie man Jahre später in dem Buch von General Niehoff lesen konnte, zwei Panzereinheiten in einer Gesamtstärke von annähernd achtzig Sowjet-Panzern. Die Russen hatten zu der Zeit- man kann sich das kaum vorstellen – insgesamt an 25000 (fünfundzwanzigtausend) Panzer vom Typ T 34 gebaut.

Diese waren dem deutschen „Tiger“ und „Leopard“ ab 1943 weit überlegen. Das wurde im Deutschen Wehrmachtsbericht lange verschwiegen. Wir lernten noch, dass der Russe angeblich primitiv seine Fahrzeuge versorgen muss, indem er den Nachschub an Treibstoff mit Panje-Wagen hinterherfährt. In Wirklichkeit aber war zu der Zeit in Deutschland schon größte Benzinknappheit. Grund dafür war hauptsächlich die Tatsache, dass die Sowjets in Rumänien, dass sie inzwischen erobert hatten, die gesamten Erdölbohranlagen blockierten. Die Folge war, dass von der Deutschen Wehrmacht nur noch ein Teil der Panzer fahrbereit war. Aber auch die vom Unternehmen Barthold geschaufelten Panzergräben und von den Deutschen selbst gesprengten Brücken hielten nicht mehr den Russen auf, wie es vorher der Bevölkerung zur Beruhigung suggeriert wurde.

Am nächsten Morgen verließen wir per Pferdetreck und bei 20 Grad minus auf schneeglatter Straße unser Kunzendorf und damit die Scholle, auf der meine Vorfahren schon über fünfhundert Jahre in vielen Generationen lebten.

Da das Flüchtlingsleid und Flüchtlingselend von 1945 schon so viel von anderen damals Betroffenen ausführlich ausgemalt wurde, beschreibe ich nicht die vier Wochen, die wir dann durchlebten.

8. Namslauer Treffen in Neustadt/Dosse

von Walter Thomas

Am Samstag, den 28. September 2019 war es wieder so weit: Zum achten Male trafen wir uns im Hotel Ritterhof in Kampehl. Von Frau Hoppe und Familie Schwarzenstein war wie immer alles hervorragend organisiert. Mittlerweile sind wir ein fester Stamm und freuen uns auf ein jährliches Wiedersehen. 42 Landsleute waren anwesend; es gab acht Absagen.

Frau Suntheim eröffnete unsere Veranstaltung mit der traurigen Botschaft, dass unser Schriftführer Wolfgang Giernoth seit dem 24. September 2019 im Krankenhaus liegt. So musste die geplante Mitgliederversammlung und der Videovortrag (mangels der notwendigen CD) ausfallen, obwohl Frau Bierhahn dafür die notwendige Technik mitgebracht hatte.

Nach dem schmackhaften Mittagessen kam eine lebhafte Unterhaltung in Gang. Herr Thomas hielt einen Kurzvortrag über die Blitzreise mit seinem Bruder nach Schwirz und Trebnitz. Frau Hoppe erzählte ausführlich von ihrer Reise in ihren ehemaligen Heimatort Schmograu. Da der Wettergott ein Einsehen hatte, konnte unser obligatorisches Gruppenfoto vor dem Hotel gemacht werden. Nach der Spendensammlung für die Weihnachtshilfe und einem gemütlichen Kaffeetrinken verabschiedeten sich die ersten Heimatfreunde. Hoffentlich mit dem Vorsatz, im nächsten Jahr an gleicher Stelle wieder zu labern und ein wenig Freude zu haben.

Danken möchten wir Herrn Schwarzenstein für seine „Taxidienste“ und Herrn Rudi Bursian für die Tontechnik.

Teilgenommen haben:

Name	Vorname	Geb.-Name	Heimatort
Bierfeld	Edda	Görn	
Bierhahn	Angela		Glausche
Buhl	Renate	Liebig	Namslau
Buhl	Günter		
Bursian	Rudi		Bankwitz
Dubiel	Ulrich		Strehlitz
Dubiel	Christa	Henschke	
Faber	Michael		
Giesa	Hubert		Schmogr.
Heidrich	Gerda	Pratsch	Bachwitz
Hoppe	Edeltrud	Gottschalk	Schmogr.
Kindt	Hildegard	Stoschek	Strehlitz
Klemt	Waltraud		Namslau
Krause	Lonny	Schölzel	Schmogr.
Krawatzeck	Werner		Namslau
Krolop	Adelheid	Hoppe	Schmogr.
Krolop	Helmut		
Kunert	Roger		Namslau
Kuropka	Joachim		Namslau
Litzba	Helmut		Schmogr.
Müller	Brigitta	Wilk	Namslau
Müller	Johannes		Namslau
Pieles	Klaus		Schmogr.
Pieles	Ursel	Saschuba	
Pleske	Rita	Mutke	
Rabe	Günter		Obischau
Spoida	Gudrun	Kaminski	Strehlitz
Spoida	Jürgen		
Schemmel	Horst		Sterzendorf
Schrader	Jürgen		
Schrader	Frauke		
Schwarzenstein	Christa	Taube	Namslau

Schwarzenstein	Siegfried		
Suntheim	Hannelore	Frei	Namslau
Tanner	Hildegard	Kulok	Strehlitz
Tanner	Günther		
Thomas	Helmut		Schwirz
Thomas	Walter		Schwirz
Trzeciok	Ulrich		Schmogr.
Welnitz	Hedwig	Fußy	Dammer
Welnitz	Dietmar		
Zelder	Johannes		Wallendorf

Wichtiger Hinweis!
Das 9. Namslauer Treffen in Neustadt/Dosse findet bereits am 29. August 2020 ab 10.30 Uhr statt.

Bitte vormerken!!

Anmerkung:
Herr Jürgen Spoida hat über das Neustadt-Treffen auch in den Kreuzburger Nachrichten berichtet (sogar mit dem Bild der Teilnehmenden). Dafür herzlichen Dank.

Mitgliedsbeitrag für das Jahr 2020

Liebe Landsleute,

dieser Ausgabe unseres Heimatrufs liegt wieder ein **Bankformular zur Überweisung Ihres Mitgliedsbeitrags für das Jahr 2020** bei.

Bitte **benutzen Sie diesen Überweisungsauftrag und geben Sie** zur Erleichterung der Buchung des Beitrags **auch Ihre Mitgliedsnummer an.** Um Ihnen eine lange Suche danach zu ersparen: **Schauen Sie auf den Briefumschlag, mit dem wir den Heimatruf versenden. Auf dem weißen Adressaufkleber rechts oben über Ihrem Namen ist die (vierstellige) Mitgliedsnummer eingedruckt.** Sollten Sie Probleme wegen der Mitgliedsnummer haben, können Sie diese auch telefonisch mit unserem Schriftführer klären (Telefon-Nr. 0228/254556).

Bitte denken Sie daran: Nach unserer Satzung ist der **Beitrag bis zum 1. Februar 2020 zu überweisen!**

Herzlichen Dank im Voraus.

Wolfgang Giernoth
Schriftführer

Für den Inhalt verantwortlich:

Wolfgang Giernoth
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn

Telefon: 0228/254556
E-Mail: wolfgang@giernoth.de

Auflage: 540

Redaktionsschluß: 20. November 2019

Zuschriften in allen Vereinsangelegenheiten bitte an

Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn

(Tel. 0228/254556 oder E-Mail: wolfgang@giernoth.de – Schriftführer W. Giernoth)

Der Jahresmitgliedsbeitrag beträgt z.Zt. mindestens 7,50 EURO.

Zahlungen an:

Namslauer Heimatfreunde e.V. in 53125 Bonn
IBAN und BIC bei Überweisungen:
Kreissparkasse Euskirchen =
IBAN: DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS

Hinweis:
Die „Namslauer Heimatfreunde e.V." verfolgen ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts „steuerbegünstigte Zwecke" der Abgabenordnung. Wir sind wegen Förderung der Heimatpflege (§ 52 Abs. 2 Satz 1 Nr. 22 AO) nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamts Euskirchen - StNr. 209/5727/0450 - vom 22. Mai 2017 für den letzten Veranlagungszeitraum 2014 bis 2016 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 des Körperschaftsteuergesetzes von der Körperschaftsteuer und nach § 3 Nr. 6 des Gewerbesteuergesetzes von der Gewerbesteuer befreit.
Die Einhaltung der satzungsmäßigen Voraussetzungen nach den §§ 51, 59, 60 und 61 AO wurde vom Finanzamt Euskirchen – StNr. 209/5727/0450 – mit Bescheid vom 02. September 2014 nach § 60a AO gesondert festgestellt. Wir fördern nach unserer Satzung den gemeinnützigen Zweck „Förderung der Heimatpflege".